

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 32 (1928-1929)
Heft: 19

Artikel: Die Mode und der Umgang mit Menschen
Autor: Tomska, Kory
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671202>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

liebevollem Versenken in die geheimen Schönheiten der Natur anleiten, damit sie einmal selbständig geworden, gleich uns mit frohem Sinn, aufgeschlossenem Herzen und trunkenen Augen hinaus wandern ins herrliche Land mit dem schönsten Wanderlied auf den Lippen:

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,
Wer lange sitzt, muß rosten;
den aller sonnigsten Sonnenschein
läßt uns der Himmel kosten...“

Josef Scherl.

Bergblumen.

Sie knien vor der Berge Majestät,
Ein Trüpplein Kinder, scheu, mit blauen Augen,
Im Aether badend ihre reine Seele,
Und an dem Gletschermilchbach saugen sie die Nahrung.
Der Wind streicht kosend über ihre Köpfschen.
Zuweilen büßtet er und segt die kleine Schar,
Dann kauern ängstlich sie noch tiefer
Und bergen sich im Grase und im moos'gen Kissen. —
— Die Sonne kommt! Ein Strahl schießt über Felsenzacken
Und meine Kleinen öffnen gleich die Lider.
Die langen Wimpern zittern scheu und leise.
Noch hangen Tränen dran, denn nächlich steigen Träume
So kalt, Gespenstern gleich aus Schluchten auf.
Die Sonne tröstet, trinkt die Tröpfchen
Und küßt die Kinder mitten auf die keuschen Sterne,
Und diese schaun ihr nach und drehn das Hälschen,
Bis Mutter Sonne, müd vom Wandern,
Sich niederläßt auf Bergesgipfeln, hinter steilen Zacken.
— „Ach“, jammert nun die Schar, „solch hartes Bette,
Ach, daß sie doch bei uns wollt bleiben
Im weichen Rasen und im moos'gen Kissen!“ —
Und dann drückt ihnen sanft der Schlaf die Auglein zu,
Und wieder sickern Tränen auf die langen Wimpern. —

Martha Pfeiffer-Surber.

Die Mode und der Umgang mit Menschen.

Wie kommen die zwei Dinge zusammen? wird der oberflächliche Betrachter auf den ersten Blick denken. Es ist aber klar, daß auch die Art sich zu kleiden ein Teil des Wohlverhaltens ist, zu dem uns Menschen das Zusammenleben mit unseres Gleichen verpflichtet. Der Verein der menschlichen Gesellschaft ist eine fortlaufende Kette von gegenseitigen Ansprüchen und Verpflichtungen, der sich niemand, auch in seiner Kleidung, entziehen kann. Und so sollte in der Schule der Höflichkeit die wichtigste Unterrichtsstunde nicht fehlen, die sich mit der Mode und ihrer richtigen Anwendung befaßt.

Natürlich gibt es genug Vorschriften, die uns darüber belehren, was der gute Ton in der Kleidung bei den einzelnen Gelegenheiten er-

fordert. Aber nicht darum handelt es sich, zu wissen, was die Dame und der Herr anzuziehen haben, wenn sie zu einem Tee oder zu einem Nachtmahl, zu einer Kindtaufe oder zu einem Begräbnis, zu einer Versammlung oder zu einer Premiere gehen. Sondern um die Einstellung des Menschen zur Mode überhaupt.

Die meisten denken, es sei alles statthaft, was modern ist. Das ist ebenso falsch, wie die Ansicht einiger Leute, es sei alles unstatthaft, was modern ist. Die einen sind Narren mit der Mode, die andern Narren gegen die Mode. Der Kunst der Höflichkeit und des geselligen Wohlverhaltens widerspricht beides. Man muß seine Kleider so tragen, daß man keines Menschen Auge beleidigt und sich selbst

nicht lächerlich macht. Wohl hat man sich dem allgemeinen Schnitt der Kleider seiner Zeit zu fügen, aber man braucht nicht unter den allerersten zu sein, die sich seiner bedienen und man soll ihn vor allen Dingen nicht übertreiben. Die allzu beleibten Damen unserer Tage mit den allzu kurzen Kleidchen können wir unmöglich unter die gesellschaftlich Vorbildlichen der Gegenwart rechnen. Ebensovienig aber soll man im Nachtrab der Mode marschieren und einen Kleiderschnitt erst zu tragen anfangen, wenn die meisten schon damit aufgehört haben, und etwa einen Hut mit turmhohem Kopf und wetterdachbreiter Krempe aufsetzen, wenn eben andere Hüte mit kleinen Krempen in der Mode sind. Nicht aufzufallen ist Höflichkeit und feine Lebenssitte. Kulturmenschen von der feinsten Art sind es, die ihre Kleider so wählen, daß sich der neue Anzug so wenig wie möglich vom alten unterscheidet, eben nur gerade so weit, wie es die veränderte Mode unumgänglich nötig macht. Solche Menschen haben ihren Stil in

Form und Farbe, von dem sie ohne Not nicht abweichen. Und diese Treue zu sich selbst und zu dem einmal als gut und richtig Erprobten ist es, was sie so vornehm erscheinen läßt, ohne daß die meisten Leute wissen, warum.

Nur in einem Fall soll es gestattet sein, der wechselnden Mode nicht zu folgen und ihr eine glatte Absage entgegenzusetzen: wenn sie etwas schlechthin Unvernünftiges verlangt. Von Zeit zu Zeit nämlich, wenn auch selten, fällt der Begriff „Mode“ zusammen mit dem Begriff „gesunder Menschenverstand“. Das war der Fall beim Bubikopf, beim fußfreien Kleid, beim fischbeinlosen Mieder. Da war die Mode ahnungslos die Dienerin der Zeitenwende. Da fielen die Panzer. Da durfte zum erstenmale seit Jahrtausenden in unseren Breitegraden der Frauenkörper sich wieder frei und ungehindert bewegen. Wir Frauen wollen uns selbst schwören, für die nächsten tausend Jahre nicht wieder in den Schnürleib hineinzukriechen!

Rory Tomzka.

Die Spur im Sand.

Von Waldemar Bonsels.

Die kleine Felseninsel im südlichen Meer sah vor Jahren eine bunte Gesellschaft von vielerlei Menschen aus allen Ländern Europas. Meer-rauschen, Sonnenbrand und der Schatten der Oliven beherbergten, wie auch die hellen, warmen Nächte, sonderbare Seelen Verschlagener und Hoffender, Entgleister und Resignierter, Beglückter und Betrübter. Der engere Kreis, mit dem ich Umgang pflog, nahm damals Licht und Leben von der Gestalt und vom Wesen eines Mädchens, dessen Liebreiz und Wort alle in ihren Bann geschlagen hatte, ihr Zauber hielt die Seelen wunderbar gefangen und ihre heimliche Macht herrschte ohne Willkür über uns alle. Ich erlebte zum ersten Male, daß die Kraft, die von der Güte und Reinheit eines echten Gemüts ausgeht, stärker ist, als alle anderen Mächte der Welt, ihr heimliches Reich erschloß sich mir fast wider Wissen und Erkennen und ließ ein Licht in mir zurück, das niemals erloschen ist.

Worin dieser Wert und diese Schönheit bestanden? Wer will es sagen? Ist auch das schöne Angezicht ein getreuer Spiegel der Seele, so sind doch unsere Augen und unsere Erfahrung nicht immer geschickt, gerecht in ihm zu lesen, und das Geheimnis liegt tiefer. Es offen-

bart sich dem Empfänglichen zuweilen in einem Blick oder in einer schüchternen Regung der Hand zu einer ganz bestimmten Wendung inneren Geschehens, oder in einem Lächeln in seltenen Augenblicken, in denen der Himmel sich öffnet, oder eine heimliche Wunde brennt.

Sie war fast noch ein Kind an Jahren, aber klug und reich an ererbter Erfahrung und von so betörendem Reiz eben erblühten Leibes, daß oft die Schar ihrer Bewerber und Freunde in erbitterten und gefährlichen Leidenschaften der Begierde, des Zorns und der Eifersucht entbrannte, es gab Stunden voll drohender Ungewitter, aber niemals brachen sie in ihrer Gegenwart aus. Da war ein reicher russischer Gutbesitzer, aus der Heimat verbannt, der sein großes Vermögen sinnlos vergeudete, wie um ihrer Schönheit sichtbare Opfer darzubringen, aber der unheilige Schein dieser Sinnlosigkeit entstellte die helle Stirn nicht. Ach, viele gab es seiner Art und Erwartung, deren Namen und deren Leid ich vergessen habe.

Wir lebten einfach und arm, in ihrem Sinn, lebten von ihrer Nähe und ihrem Dasein. Mein eigenes Herz war damals zu Liebesleid und Leidenschaft noch nicht geschickt, denn in seinen Kammern glühte die Andacht tiefer als das Be-